



Leseprobe aus Kesselhut, »Deine Mama kommt ja wieder.« Eine Ethnografie der »Eingewöhnung« in die Krippe, ISBN 978-3-7799-6480-3

© 2021 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6480-3>

Inhalt

1	Einleitung	9
2	Forschungsstand zur außerfamilialen Kleinkindbetreuung und dem Verhältnis von Familie und Krippe	14
2.1	Frühpädagogisch-entwicklungspsychologische Krippen- und Familienforschung	15
2.2	Das „Berliner Eingewöhnungsmodell“	17
2.3	Das Verhältnis von Familie und Krippe auf der Ebene von programmatischen Entwürfen und seine Kritik	19
2.4	Sozialwissenschaftliche Krippen- und Familienforschung	22
2.5	Forschungsdesiderat	24
3	Analytisches Konzept und Forschungsfragen	26
3.1	Praxeologie der Kindheit	26
3.1.1	Kindheit als Entwicklungs-kindheit	27
3.1.2	Vom Sozialisand zum Akteur	29
3.1.3	Kinder in Generationenbeziehungen	32
3.1.4	Kinder in sozialen Relationen	36
3.2	Praxeologie der Familie	38
3.2.1	Family Practices	39
3.2.2	Exkurs zur Beibehaltung des Familienbegriffs	42
3.2.3	Doing Family	44
3.2.4	Displaying Family	47
3.2.5	Familie als Figuration	51
3.3	Zusammenführung: Subjektivierungen von Kindern und Eltern im Kontext von Familie und Krippe	53
3.3.1	Mitspielkompetenz	56
3.3.2	Praktische Reflexivität und Dispositionen	57
3.4	Forschungsfragen	61
4	Das ethnografische Forschungsprogramm zu einer multilokalen und multiperspektivischen Feldstudie	63
4.1	Der duale Feldzugang zur Familie und zur Krippe	64
4.2	Das Sample	67
4.3	Erhebungsmethoden und erhobene Daten	74

4.4	Ethnografisches Schreiben und Interpretieren	80
4.4.1	Die Synthese von Interviewmaterial und Beobachtungsdaten zu Familien- und Einrichtungscollagen	81
4.4.2	Aufbau und Ziel der ethnografischen Rekonstruktionen	82
5	„Eingewöhnungen“ in Weitort und Schmalstadt	87
5.1	Zur Situation der Kleinkindbetreuung in Weitort und Schmalstadt	87
5.2	Die Krippe Gänseblümchen in Weitort	90
5.3	Familie Rosenthal und Uhl mit Mitja: Eine langwierige „Eingewöhnung“	102
5.3.1	Fallstruktur	102
5.3.2	Ethnografisches Fallporträt	106
5.4	Familie Nazari und Navai mit Javad: Eine „Eingewöhnung“ mit diskriminierenden Momenten	125
5.4.1	Fallstruktur	125
5.4.2	Ethnografisches Fallporträt	129
5.5	Die Krippe St. Georg in Schmalstadt	149
5.6	Familie Westphal und Danckert mit Henri: Eine schnelle „Eingewöhnung“	154
5.6.1	Fallstruktur	154
5.6.2	Ethnografisches Fallporträt	157
5.7	Familie Lehmann mit Jelena: Eine abgebrochene „Eingewöhnung“	181
5.7.1	Fallstruktur	181
5.7.2	Ethnografisches Fallporträt	185
6	Das Verhältnis von Familie und Krippe und die soziale Praxis der „Eingewöhnung“	205
6.1	Die Affektivität der Praxis im Feld der öffentlichen Kleinkindbetreuung	205
6.2	Die Re-Inszenierung der Familienkindheit	212
6.3	Die „Gefahr“ des von der Familie entfremdeten Kleinkindes	213
6.4	Der professionalisierte Umgang der Krippe mit dem Risiko der „Entfremdung“	214
6.5	Die symbolische Überhöhung der „Trennung“ von Eltern und Kind	216
6.6	Die Pädagogisierung der Eltern	217
6.7	Die machtvoll Positionierung der Krippe gegenüber der Familie	218
6.8	Die Fragilität der kleinkindlichen Praxen als reales Problem	220

6.9	Die institutionalisierten Appelle zur Retraditionalisierung der Geschlechter	221
6.10	Das ambivalente Verhältnis von Familie und Krippe jenseits des Geschlechts	223
6.11	Spielräume der Krippen	224
6.12	Spielräume der Familien	226
6.13	Spielräume der Kleinkinder	228
7	Schlussbetrachtung	234
	Dank	240
	Literatur	241

1 Einleitung

In seinem autobiografischen Roman „Lo und Lu“ (2001) schildert Hanns-Josef Ortheil den Alltag mit seinen zwei sehr jungen Kindern Lo und Lu aus seiner Perspektive als Vater. Die Mutter, Verlegerin, ist wenige Wochen nach der Geburt der Kinder in ihren Beruf zurückgekehrt. Der Vater, Schriftsteller, widmet sich unterdessen der Betreuung seiner Kinder. Nun ist Lo drei Jahre alt geworden und sie soll, befindet ihre Mutter, einen Kindergarten besuchen (vgl. ebd., S. 126). Während die Mutter meint, Kindergärten seien „eine große soziale Wohltat, durch die es [das Kind] in guten Kontakt gebracht wird mit der Gesellschaft ringsum“ (ebd., S. 127), äußert der Vater Skepsis: Ein Kindergarten sei „die erste öffentliche Anstalt, in die man Kinder steckt. Danach kommt die Schule, also eine noch schlimmere und so geht es dann immer weiter“; die Institutionen machten aus „einem fröhlichen und ausgeglichenen Kind eine übellaunige und gereizte Erscheinung“ (ebd., S. 126f.). Vor dieser Erfahrung würde er seine Tochter gerne bewahren.

Doch es geht ihm nicht nur um das Kind, sondern auch um ihn selbst. Denn bisher hat er das alltägliche und bisweilen gar idyllisch wirkende Zusammensein ohne jede zeitliche Enge mit seinen kleinen Kindern als persönliche Bereicherung erfahren. Letztlich setzt sich die Mutter aber durch. Als der Tag gekommen ist, an dem Lo zum ersten Mal einen Kindergarten besuchen soll und dem Vater die erste richtige Trennung von seiner Tochter bevorsteht, wirkt er bedrückt:

„[I]ch stehe neben unserem Wagen, so daß Lo mir einen Kuß geben kann, den letzten, den Abschiedskuß, ich habe mich noch nie so von Lo verabschiedet, merke ich da, ich nehme gerade Abschied von meinem Kind, man will mich von ihm trennen! Mir kommen beinahe die Tränen, aber ich schlucke schwer und beherrsche mich“ (ebd., S. 129).

Lo aber lässt sich anstandslos an der Hand ihrer Mutter in den Kindergarten begleiten. Als der Vater später am Nachmittag seine Tochter abholt, findet er, zu seiner Überraschung, ein spielendes Kind vor, welches sich an diesem Ort offenbar sehr wohl fühlt.

„Lo bastelt. Sie steht an einem großen Tisch und klebt buntes Konfetti auf ein großes Blatt. Lo, sage ich und hätte sie beinahe so stürmisch umarmt, als hätte sie ohne mich eine Katastrophe durchlitten. Lo, sage ich ein zweites Mal, aber Lo schaut nicht zu mir, sondern klebt weiter das bunte Konfetti“ (ebd., S. 131).

Am Ende kann Lo sich doch von ihrer Bastelarbeit lösen. Auf dem Nachhauseweg fragt ihr Vater sie aus: „Die Kindergärtnerinnen, sage ich, wie sind sie?“ Und Lo korrigiert ihn sogleich: „Meinst du die Erzieherinnen?“ „Ja, sage ich, die

Erzieherinnen. Sehr gut, sagt Lo, sie sind alle sehr nett. Im Ernst, frage ich? Ja, sagt Lo, sehr, sehr nett“ (ebd., S. 132).

Die kleine Episode, die Ortheil erzählt, beschreibt eine einschneidende Veränderung in der Betreuungssituation. Lag die Verantwortung zuvor allein bei den Eltern, wird sie nun in Teilen einer öffentlichen Institution übertragen. Damit handelt sie (auch) von der Institutionalisierung der Betreuungsaufgabe. Öffentlich-institutionelle und privat-familiale Akteur*innen müssen sich hier verstärkt zueinander in ein Verhältnis setzen. Die Phase der Kindheit wird neu strukturiert und pädagogisiert (vgl. Bollig et al. 2018). Historisch betrachtet ist dies kein völlig neues Phänomen, sondern es spielt in der westlichen Welt spätestens seit dem Beginn der Moderne eine bedeutende Rolle (vgl. für einen allg. Überblick: Ariès 1980; für den Kindergarten: Franke-Meyer 2011; Reyher/Franke-Meyer 2014; für die Schule: Scholz/Reh 2009).

Beide Haltungen, die der Autor hier in der Gestalt der Mutter und des Vaters veranschaulicht, sind gewissermaßen eine typische Begleiterscheinung dieses gesellschaftlichen Wandlungsprozesses. Der Vater agiert in diesem Fall als Verteidiger des privaten Binnenraumes, des intimen und geschützten Zusammenlebens von Eltern und Kindern. Und er argumentiert von der Warte des traditionellen ‚Kulturkritikers‘, so „als tue Institutionalisierung [den Kindern] etwas an, als bedeute Institutionalisierung Regulierung und Disziplinierung auf Kosten einer ursprünglich einmal vorhandenen quasi natürlichen Selbstbestimmtheit der Kinder“ (Honig 2011, S. 183).

Dagegen steht die Mutter für eine weitere Funktion der Familie, die darin besteht, die Vergesellschaftung der Kinder zu organisieren. Darüber hinaus knüpft sie an eine moderne und inzwischen mehrheitlich geteilte Position im zeitgenössischen Betreuungs- bzw. Bildungsdiskurs der frühen Kindheit an. Dort konnte sich im historischen Verlauf der Kindergarten als eigenständige Bildungsinstitution gegenüber der Familie etablieren (Reyher/Franke-Meyer 2014, S. 186). So besuchten bereits im Jahr 1990 – und damit sechs Jahre vor dem Inkrafttreten eines verbindlichen Rechtsanspruchs auf einen Kindergartenplatz – 68,9 Prozent aller (westdeutschen) Kinder einen Kindergarten (vgl. Aden-Grossmann 2002, S. 288). Spätestens jedoch seit dem Beginn des 21. Jahrhunderts ist der „Besuch eines Kindergartens [...] vom familienabhängigen Ausnahmefall zum gesellschaftlich erwünschten Regelfall geworden“ (Mierendorff 2013, S. 51).

Auch die Eltern in der vorliegenden Studie machen ähnliche Erfahrungen wie die Familie im Roman. Gegenüber den späten 1990er Jahren, in denen Ortheils Handlung angesiedelt ist, wo offenbar der Kindergartenbesuch vor allem aus Sicht des Vaters noch keine völlige Selbstverständlichkeit darstellte, werden heute mehr und immer jüngere Kinder in institutionellen Betreuungsformen¹ bzw. in

1 Dazu zählen neben altershomogenen Krippengruppen auch Kindertageseinrichtungen mit altersübergreifenden Gruppen, in denen auch Kinder unter drei Jahren betreut werden.

der öffentlich geförderten Kindertagespflege betreut. Durch diese Verschiebung begegnen Familien früher den Spannungen, die sich aus der Aufspaltung des Sozialisationsfeldes ergeben. Neben einigen Gemeinsamkeiten zum Verhältnis von Familie und Kindergarten scheint das frühe Lebensalter der Kinder den Grundkonflikt dabei nochmals zu verschärfen. Ortheils Schilderungen nehmen daher in vielen Punkten zeitversetzt zentrale Fragestellungen der Institutionalisierung der frühen Kindheit im Rahmen öffentlich-institutioneller Krippenbetreuung vorweg, mit denen sich auch die vorliegende Studie beschäftigen wird. Gleichzeitig bilden sie eine Kontrastfolie, um nochmals deren Besonderheiten herauszustellen.

Die Gemeinsamkeit besteht zunächst also darin, dass sich gesellschaftliche Transformationen im Verhältnis von Familie und Staat auch in der Phase der sehr frühen Kindheit bis auf die Ebene der Alltagspraxen von Eltern und Kleinkindern nachverfolgen lassen: Es gibt (ungewohnte) Abschiede zu bewerkstelligen, Affekte zu regulieren und mit Kindern umzugehen, die lernen, eine neue Akteursposition außerhalb des familialen Generationenverhältnisses einzunehmen. Dabei machen sie viele neue Erfahrungen, die wiederum bis in den familialen Binnenraum zurückwirken (können). Jedoch sind zwei *grundlegende Differenzen* zum Kindergartenbesuch auszumachen. Ein erster Unterschied zeigt sich bereits auf der Ebene der Anthropologie. Säuglinge und Kleinkinder sind mehr oder weniger noch „ganz Körper“ (Honig 2012, S. 81). Sie sind kaum in der Lage, sprachlich und differenziert von ihren Erfahrungen außerhalb des familialen Binnenraums Auskunft zu erteilen, wozu die dreijährige Lo hingegen bereits imstande ist. Eltern und Fachkräfte müssen sich mithin anderer kommunikativer oder visueller Strategien bedienen, um sicherzugehen, dass es dem Kind außerhalb der Familie gut geht. Der zweite Unterschied liegt in der diskursiven Rahmung des Prozesses und betrifft stärker die Eltern bzw. insbesondere die Mütter.

Ortheil spielt mit dem Thema der Geschlechterdifferenz, indem er die Rollen nicht entsprechend der üblichen Arbeitsteilung zwischen den Eltern aufteilt: Er lässt einen ‚neuen Vater‘ auftreten und führt die Mutter als Nebenfigur ein, die unkommentiert ihres (Arbeits-)Weges gehen *kann*. In Bezug auf Säuglinge und Kleinkinder gelten diese Positionen jedoch nicht ohne Weiteres austauschbar; dies betrifft insbesondere die Frage, wer maßgeblich ihre Versorgung und Betreuung übernimmt. Das heißt, der zeitgenössische Diskurs um die Organisation der Kleinkindbetreuung ist stark geschlechtlich konnotiert resp. feminisiert. Zwischen dem Inkrafttreten eines Rechtsanspruchs auf einen Kindergartenplatz im Jahr 1996 (vgl. Aden-Grossmann 2002, S. 284f.) und der Realisierung des Rechtsanspruchs auf einen Betreuungsplatz ab der Vollendung des ersten

Das Sample der vorliegenden Studie beinhaltet ausschließlich Krippen, von daher wird dieser Begriff im Folgenden ebenfalls synonym für die Betreuung von Kindern unter drei Jahren in öffentlich-institutionellen Betreuungssettings verwendet werden.

Lebensjahres im August 2013 vergingen 17 Jahre. Seitdem ist die Anzahl der Kinder, die tagsüber nicht privat-familial betreut wird, kontinuierlich gestiegen (vgl. BMFSFJ 2020, S. 3), und angesichts der strukturellen Transformationen ließe sich gar von einer „Revolution im Verhältnis von Familie und öffentlicher Kinderbetreuung“ (Honig 2014, S. 27) sprechen. Doch während die Betreuungsquote der Kindergartenkinder im Jahr 2015² bereits auf 95,3 Prozent angewachsen ist, liegt die Quote der öffentlich betreuten Kleinkinder unter drei Jahren im Bundesdurchschnitt³ bei nur 32,9 Prozent (vgl. BMFSFJ 2016, S. 4–12). Rein statistisch betrachtet stellt der Krippenbesuch (und damit auch die Erwerbstätigkeit der Mütter) folglich noch keinen gesellschaftlichen ‚Normalfall‘ dar (vgl. ausführlicher Kap. 5.1).

Insgesamt tut sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts mit Blick auf die Organisation der Kleinkindbetreuung ein gewisses Spannungsfeld auf: Innerhalb der fachwissenschaftlichen Debatte wird der Besuch einer Krippe zwar prinzipiell autorisiert, jedoch (nach wie vor) als ein „umstrittene[...]s Thema“ (Maywald/Schön 2008) gelabelt. Die jüngeren Analysen von Rosemarie Nave-Herz (2019) verweisen auf ein Nebeneinander von modernisierten und eher traditionellen Ansichten in Bezug auf die nicht-familiale Kleinkindbetreuung (vgl. ebd., S. 46–56). Die „pauschale Abwertung [...] sowohl gegenüber der mütterlichen Erwerbstätigkeit als auch gegenüber der institutionellen Kleinkindbetreuung“ (ebd., S. 50) weist dabei, folgt man der Darstellung weiter, eine gewisse Persistenz auf (vgl. ebd., S. 50–62). Während Nave-Herz zu dem Schluss kommt, dass die außerfamiliale Kleinkindbetreuung politisch und empirisch-quantitativ zwar stetig an Relevanz gewonnen hat, aber der „entsprechende kulturelle Wandel [...] in Deutschland (insbesondere in Westdeutschland) der sozialen Realität noch nach[hinkt]“ (ebd., S. 54), sehen neuere Forschungen den Prozess der Normalisierung weiter fortgeschritten. Felix Berth zeichnet einen grundlegenden Einstellungswandel zur nicht-familialen Kleinkindbetreuung vom „Argwohn zur Akzeptanz“ (Berth 2019) nach und konstatiert gemeinsam mit Mariana Grgic auf der rechtlichen Ebene eine Gleichstellung von Krippen und Kindergärten als Bildungsinstitutionen (vgl. Berth/Grgic 2020).

Das Augenmerk der vorliegenden ethnografischen Studie liegt auf der Organisation der ‚Eingewöhnung‘ bzw. der Prozessierung des Übergangs des Kindes von der Familie in die Krippe und der damit verbundenen Konstituierung des Verhältnisses von privat-familialer und öffentlich-institutioneller Ordnung. Konkret werden hierzu in zwei westdeutschen Großstädten bzw. in zwei Krippen insgesamt acht Familien in der Phase des Übergangs begleitet. Beide Krippen

2 Ich beziehe mich hier im Folgenden auf das Jahr 2015 als den Startpunkt meiner ethnografischen Erhebungen.

3 Historisch bedingt gibt es erhebliche quantitative Differenzen zwischen Ost- und Westdeutschland (vgl. auch Kap. 5.1).

orientieren sich konzeptuell an dem sog. *Berliner Modell* zur ‚Eingewöhnung‘ von Kindern. Das Interesse an den konkreten Vollzügen leitet die Wahl eines *praxeologischen Analyserahmens*. Die Ankunft einer Familie in der Krippe, das zeitweise Auflösen eines Kontakts von Eltern und Kind erscheint auf den ersten Blick als eine triviale Angelegenheit. Der *ethnografische Zugang* vermag jedoch zu zeigen, dass derart gewöhnliche Alltagsszenen im Leben von Eltern und Kleinkindern einen „frag-würdigen Gegenstand“ (Amann/Hirschauer 1997, S. 12) darstellen und sich damit als ein komplexes und kulturell höchst voraussetzungsvolles Phänomen erfassen lassen. Auf theoretischer Ebene macht die *figurationstheoretische Rahmung* die Kopplung von Familien und Krippen sodann vor dem Hintergrund eines interdependenten Wechselspiels zwischen Individuen und Gesellschaft rekonstruierbar. Eine *subjektivierungstheoretische Fundierung* der Forschungsperspektive lässt Kleinkinder und Eltern gleichermaßen als aktive Spieler*innen das Feld betreten, die sich durch ihre Beteiligung am Geschehen aktiv zu Krippenkindern und Krippeneltern machen (lassen).

Die Studie gliedert sich in drei größere Teile: Zuerst folgen die Darstellung des Forschungsstands sowie die nähere theoretische Bestimmung des Verhältnisses von Familie und Krippe. Hierbei werden dominierende Argumentationsstränge und vernachlässigte Perspektiven herausgearbeitet (Kap. 2). Anschließend wird ein analytisches Konzept erarbeitet und dargelegt, welche Konzepte aus der erziehungswissenschaftlichen Familienforschung bzw. der soziologischen Kindheitsforschung als „Denkmittel[...]“ (Amann/Hirschauer 1997, S. 37) geeignet sind, die Interpretationen der ethnografischen Analysen zu grundieren. Davon ausgehend werden entsprechende Forschungsfragen abgeleitet (Kap. 3). Das methodische Forschungsprogramm für die multilokale und multiperspektivische Ethnografie wird im folgenden Kapitel vorgestellt und begründet (Kap. 4). Im Zuge dessen wird auch eine Übersicht über das Sample der Krippen sowie der Familien gegeben und es werden die Grenzen und die Reichweite der Untersuchung beleuchtet. Im Anschluss an diesen theoretischen und methodischen Teil folgt der empirische Teil der Arbeit. Die extensiven Falldarstellungen von insgesamt vier Familien und ihren Übergangsverläufen sind gewissermaßen von „hinten aufgezümt“, denn die interpretativen Analysen der Fallstrukturen sind für eine leichtere Orientierung den ethnografischen Fallporträts vorangestellt (Kap. 5). Zentral ist weiter die Ergebnisdiskussion, die fallübergreifend und unter Hinzunahme sämtlicher Beobachtungs- und Interviewdaten als theoretische Einordnung und Diskussion gestaltet ist (Kap. 6). Die Arbeit schließt mit einem Resümee und einem kurzen Ausblick (Kap. 7).

2 Forschungsstand zur außerfamilialen Kleinkindbetreuung und dem Verhältnis von Familie und Krippe

Insgesamt liegen für den Übergang von der Familie in die Krippe – im Vergleich etwa zum Übergang vom Kindergarten in die Grundschule – nur wenige Studien vor.⁴ Die Mehrheit der Publikationen ist eher jüngeren Datums. Dieser Interessenszuwachs für das Thema kann im Kontext der zunehmenden statistischen Relevanz des Krippenbesuchs spätestens seit der Einführung eines Rechtsanspruchs auf einen Betreuungsplatz ab dem vollendeten ersten Lebensjahr im Jahr 2013 gesehen werden sowie im Zuge der sich synchron dazu vollziehenden diskursiven Aufmerksamkeitssteigerung auf der Ebene von Wissenschaft und Politik für die Tragweite und Effekte frühkindlicher Bildung (vgl. Correll/Lepperhoff 2013; Rauschenbach 2011).

Die erziehungswissenschaftlich relevanten Forschungsarbeiten und Handlungsmodelle zur institutionalisierten Form der Kleinkindbetreuung und der damit verbundenen Konzeptualisierung des Verhältnisses von öffentlichen und privaten Akteur*innen unterscheiden sich im Wesentlichen durch ihren *theoretischen und methodischen Zugriff*. Dabei ist insgesamt eine Dominanz des standardisierten resp. insbesondere des entwicklungspsychologischen Paradigmas zu konstatieren. In einem ersten Schritt soll es um ebendiese Arbeiten gehen, daran schließt sich der Blick auf ein prominentes Praxismodell zur ‚Eingewöhnung‘ an. Daraus abgeleitet wird die Frage, wie das Verhältnis von Familie und öffentlicher Institution im frühpädagogischen Diskurs gefasst wird. Es folgt eine erziehungswissenschaftliche Kommentierung der neuen Relationen von Staat und Familie und schließlich die Ergebnisdarstellung sozialwissenschaftlicher bzw. kindheits-, bildungs- und familientheoretisch operierender Forschungszugänge. Abschließend werden offene Forschungsfragen formuliert.

4 Darüber hinaus sind in jüngster Zeit einige Studien in der Erziehungswissenschaft erschienen, die sich umfassend mit der institutionellen Betreuung von Kleinkindern befassen, jedoch jeweils andere Gegenstände in den Blick nehmen. Zu nennen wäre die qualitative Interviewstudie zum Übergang von der Krippe in den Kindergarten „Auf unvertrauten Pfaden“ von Edita Jung (2014), in der die Perspektive der Fachkräfte aus einer transitionstheoretischen Perspektive rekonstruiert wird sowie die ebenfalls stärker auf das professionelle Handeln der frühpädagogischen Fachkräfte gerichtete empirische Untersuchung von Margarete Jooß-Weinbach (2012). Erwähnt sei zudem die Dissertation von Lars Burghardt (2018) aus dem Feld der quantitativen Bildungsforschung, in der untersucht wird, welche Effekte die Einstellungen von Eltern auf die tatsächliche Inanspruchnahme einer Krippenbetreuung haben.

2.1 Frühpädagogisch-entwicklungspsychologische Krippen- und Familienforschung

Während sich die Pädagogik über Jahrhunderte hinweg relativ desinteressiert an der inhaltlichen Fundierung der Betreuungsaufgabe von Säuglingen und Kleinkindern zeigte, hat das außerfamiliär betreute Kleinkind in anderen Disziplinen wie Pädiatrie und Psychologie im Kontext von sog. *Anpassungsstörungen* sowie erhöhter Krankheitsanfälligkeit ein ungleich höheres Maß an Beachtung erfahren (vgl. Reyher/Kleine 1997). Im Folgenden soll ausgeführt werden, wie sich im Zuge dessen die Bindungstheorie⁵ als zentrale Referenztheorie in der frühpädagogischen Diskussion um die Ausgestaltung des Verhältnisses von Familie und Institutionen etablieren konnte. Die Fragen entsprechender Forschungsarbeiten kreisen somit weniger um die Frage, welche Chancen und Möglichkeiten mit dem Besuch einer frühpädagogischen Einrichtung verbunden sind, stattdessen ruht das Gewicht der Überlegungen auf den Risiken, die mit einer außerfamiliären Betreuung assoziiert werden. Es geht dann primär um die Formulierung von Prämissen, die erfüllt sein müssen, um die Gefahren abzumildern und ihnen entgegenzuwirken.⁶

Inzwischen liegen modernisierte Re-Konzeptualisierungen der Bindungstheorie vor, sie betonen die Bedeutsamkeit der Väter beim Aufwachsen und Gedeihen von Kindern (vgl. Ahnert 2008; Kindler/Grossmann 2008) und attestieren, dass auch bereits sehr junge Kinder imstande sind, parallele Beziehungen zu pflegen, sodass neben den Eltern prinzipiell auch weitere Personen die Funktion einer *Bezugsperson* übernehmen können. Im Horizont dieser neuen Erkenntnisse wird das öffentliche Betreuungssetting nicht mehr einseitig mit Blick auf seine möglichen nachhaltig pathologischen Folgen für das Kleinkind hin diskutiert. Aufgelöst ist die Problemorientierung damit jedoch nicht. Sie verschiebt sich lediglich auf die eher engen Fragen nach der *Qualität*⁷ (von Bindungsbeziehungen)

5 Die klassische Bindungstheorie geht vor allem auf die Arbeiten von John Bowlby und Mary Ainsworth aus der Mitte des 20. Jahrhunderts zurück. Termini wie „Mutterentbehrung“ (*maternal deprivation*), „mütterliche Feinfühligkeit“ (*maternal sensitivity*) oder auch „Trennungsangst“ (*separation anxiety*) entstammen diesen Forschungsarbeiten, die eine Kausalität zwischen einem Mangel an mütterlicher Zuwendung und der langfristigen physischen wie psychischen Gesundheit eines Kindes nahelegen (vgl. u. a. die Aufsatzsammlung von Grossmann/Grossmann 2017). Das menschliche Bedürfnis nach einer engen, gefühlsbetonten Beziehung gilt in dieser Tradition als ‚angeboren‘ und damit als anthropologische Universalie des Menschseins. Eine herausragende Stellung in der kindlichen Bindungsentwicklung wird dem Subjekt der Mutter bzw. der „Mutterliebe“ beigemessen (Ahnert 2008, S. 17).

6 Vgl. hierzu die ausführliche Diskussion nationaler und internationaler Studien zum Einfluss öffentlicher Betreuung auf die ‚Eltern-Kind-Bindung‘ bei Christel Hopf (2005, S. 67 ff.).

7 Vgl. zur Debatte um die pädagogische Qualität von Kinderkrippen die Ergebnisse der quantitativen NUBBEK-Studie von Tietze et al. (2013).

und der *Quantität* der Inanspruchnahme einer Krippe. „Wieviel Mutter braucht das Kind?“ (Ahnert 2011) heißt es beispielsweise (nach wie vor) oder auch bisweilen provokativ: „Schadet die Kinderkrippe meinem Kind?“ (Sulz/Walter/Sedlacek 2018). Diese in der Substanz tendenziell skeptischen und als tradiert geltenden Positionen (vgl. Nave-Herz 2019, S. 45 ff.) werden auch in aktuellen fachwissenschaftlichen Debatten immer wieder neu eingespeist; mit ihrer Neigung zur Skandalisierung bewegen sie sich dort im Lichte dessen, was Elisabeth Beck-Gernsheim (2006, S. 149) vor rund 20 Jahren auf die Pointe des „pädagogischen Sündenfalls“ brachte. Der Duktus dieser zeitgenössischen Beiträge erweckt bisweilen den Eindruck paternalistischer Fürsprache der (durchweg männlichen) Autoren für die Belange des vulnerablen Kindes (vgl. Koch 2015) oder auch der – vor ihren negativen Emotionen – zu schützenden Mutter⁸ (vgl. Böhm 2013, S. 106 ff.).

Die multimethodisch angelegte „Wiener Krippenstudie“ (Datler et al. 2012) bewegt sich in dem eingangs skizzierten Schnittfeld von Entwicklungspsychologie und (psychoanalytischer) Pädagogik. Im Fokus steht die Eingewöhnungsphase von insgesamt 104 Kindern im Alter von 1,5 und 2,5 Jahren. Grundlegend ist die Prämisse,

„dass die Trennung von vertrauten Bezugspersonen, die Kleinkindern mit Beginn des regelmäßigen Krippenbesuchs abverlangt wird, eine erhebliche emotionale Belastung der Kinder darstellt, die mit dem Verspüren unangenehmer Gefühle sowie der geringen Neigung einhergeht, alledem, was sie in der Krippe vorfinden, Interesse entgegenzubringen und mit den Menschen, auf die sie in der Krippe treffen, in interaktiven Austausch zu treten“ (ebd., S. 67).

Im empirisch-quantitativen Teil der Studie interessieren sich die Forschenden dafür, „wie die Mutter-Kind-Bindung erhalten bleibt, aber auch wie der Bindungsaufbau des Kindes zu einer Erzieherin forciert werden kann [...]“ (Ahnert/Kappler/Eckstein-Madry 2012, S. 80). Hierzu wurden statistische Primärdaten in der Familie erhoben. Erfasst wurden u. a. die „mütterliche[n] Trennungsängste“⁹ (Datler et al. 2012, S. 66). Zudem wurden die Cortisolwerte im Speichel der Kinder gemessen.¹⁰ Die Messergebnisse deuten auf eine „ungünstige Stressverarbeitung“

8 Die doppelte Defizitkonstruktion, die hier beobachtet werden kann und die darauf zielt, sowohl die Verletzbarkeit des Kindes als auch der Frau zu betonen, korrespondiert mit der ausführlichen (feministischen) Kritik an der Entwicklungspsychologie bzw. der Bindungstheorie, die Erica Burman (2008) vorgelegt hat.

9 Hier wird ersichtlich, mit welchen starken theoretischen und naturalisierenden Vorannahmen bindungstheoretische Studiendesigns in Bezug auf die Mutter-Kind-Relation operieren.

10 Die Verfeinerung der Messinstrumente in der Kleinkind- und Säuglingsforschung (vgl. Dornes 1994, S. 37 ff.) scheint hier offenkundig attraktiv, da sie Hinweise darauf zu geben

insbesondere jüngerer Kinder hin (Ahnert/Kappler/Eckstein-Madry 2012, S. 87). Ein zentrales Ergebnis der darüber hinaus durchgeführten videografischen Verhaltensbeobachtungen der Kinder in der Krippe ist, dass die Eingewöhnungsverläufe derart different verlaufen, dass es nicht möglich ist, fallübergreifende Merkmale herauszuarbeiten (vgl. ebd., S. 69).

Der qualitativ-empirische Part der Untersuchung folgt einem bildungswissenschaftlichen Interesse und richtet sich stärker auf die Rekonstruktion von Einzelfällen. Mithilfe des psychoanalytischen Beobachtungsverfahrens (Young Child Observation) werden zwölf Kinder in regelmäßigen Abständen über den Zeitraum von sechs Monaten in der Krippe beobachtet. Als ein entscheidender Einflussfaktor für den Verlauf der ‚Eingewöhnung‘ geraten so auch die Beziehungen zu Geschwisterkindern und Peers in den Blick (vgl. Datler et al. 2012, S. 71 ff.; Hover-Reisner/Fürstaller 2017; Hover-Reisner et al. 2018). Ein weiteres Ergebnis ist, dass selbst ausbleibendes Weinen *nicht* als Indikator für eine gelungene ‚Eingewöhnung‘ herangezogen werden könne. Auch kindliches Schweigen (und die damit verbundene Unzugänglichkeit des Kindes gegenüber den Bildungsimpulsen der Krippe) könnte als Marker für eine psychische Belastung gelesen werden. Daraus schließen die Autor*innen, dass die betroffenen Kinder ein höheres Maß an pädagogischer Aufmerksamkeit brauchen und die Fachkräfte über entsprechende professionelle Kompetenzen verfügen müssen, um das nicht-sprachliche Verhalten der Kleinkinder korrekt dechiffrieren zu können (vgl. Fürstaller/Funder/Datler 2012).

2.2 Das ‚Berliner Eingewöhnungsmodell‘

Die professionelle Gestaltung des Übergangs in die Krippe unter systematischer Einbindung der Eltern gilt inzwischen als (Qualitäts-)Standard in der Krippenpädagogik (vgl. Dreyer 2017; ähnlich auch bei Becker-Stoll 2011, S. 188). In der Fachpraxis wurde in diesem Zusammenhang insbesondere¹¹ das sog. *Berliner Eingewöhnungsmodell* intensiv rezipiert (vgl. Laewen/Andres/Hedavari-Heller 2011,

verspricht, was die prälinguale Mitteilungsform des Kleinstkindes verunmöglicht: Einblicke in die subjektive Erfahrungswelt von Babys und Kleinkindern.

- 11 Darüber hinaus wird in der Literatur bisweilen noch das sog. „Münchener Modell“ (Winner/Erndt-Doll 2013) genannt (vgl. auch Darstellungen bei Dreyer 2017; Niesel/Griebel 2015), auf das ich nur kurz verweisen möchte, da es in den von mir beforschten Einrichtungen kaum eine Rolle spielte. Neben dem Bezug auf ebenfalls bindungstheoretische Grundannahmen wird die Orientierung am ökopsychologischen Transitionsansatz betont. In diesem Sinne werden dann auch die Peers und weitere Personen aus der ‚Umwelt‘ stärker in den Auftakt des Übergangs integriert. Ein signifikanter Unterschied zum ‚Berliner Modell‘ ist die vergleichsweise lange Präsenzphase der Eltern in der Krippe (mind. sechs Tage ohne ‚Trennung‘).

S. 7). Das Modell steht in der Tradition der bereits aufgeführten Perspektiven, die im Kontext der nicht-familialen Betreuung von Kleinkindern primär entwicklungspsychologisch bzw. bindungstheoretisch argumentieren. Die Verhaltensbiolog*innen Gabriele Haug-Schnabel und Joachim Bensel (2008) sprechen in diesem Sinne von der „Erfolgstrias einer gelungenen Eingewöhnung“, diese sei „elternbegleitet, bezugsorientiert und abschiedsbewusst“ (ebd., S. 42). Das „Modell für die Gestaltung der Eingewöhnungssituation von Kindern in Krippen“ wurde in den späten 1980er Jahren von Joachim Laewen, Beate Andres und Éva Hédervári (1990) am Institut für angewandte Sozialisationsforschung (kurz: Infans) in Berlin entwickelt. Ziel war es, ein Praxismodell für den Übergang des Kindes aus der Familie in die Krippe zu konzipieren, der auf Basis der Bindungstheorie mit Stress und Belastungserleben assoziiert wurde. Es ging den Entwickler*innen darum, die Risiken der außerfamilialen Betreuung zu minimieren. So heißt es:

„Bei ungünstigen Voraussetzungen, z.B. bei abrupter Trennung oder mangelnder Eingewöhnung, kann der Eintritt in die neue Umgebung zu traumatisierenden Erlebnissen führen. Ein Kind ist untröstlich, wenn die primäre Bezugsperson plötzlich verschwunden ist. Für einen gelingenden Anpassungsprozeß an die neue Umgebung ist der Aufbau neuer Beziehungen unabdingbar (Andres/Laewen 1995, S. 79).

Das Praxisinstrument sieht vor, dass die Eltern (bzw. eine Bezugsperson) das Kind über eine gewisse Zeit in die Krippe begleiten. Die Elternbeteiligung ist also nicht nur rhetorisch erwünscht, sondern wird auch real durchgesetzt. „Ohne Eltern geht es nicht“ (Laewen/Andres/Hédervári-Heller 2014) argumentieren die Verfasser*innen; die intensive Mitwirkung der familialen Akteur*innen wird förmlich zur Bedingung des Gelingens der nicht-familialen Betreuung erklärt. Das Modell zeichnet sich erstens durch *detaillierte didaktische Instruktionen* für Eltern (und Fachkräfte) aus, so heißt es bspw.: „Während der ersten drei Tage sollte die Bindungsperson den Gruppenraum nicht ohne das Kind verlassen“ (Laewen/Andres/Hédervári-Heller 2011, S. 63). Zweitens ist der Aufenthalt von Kindern und Eltern in den ersten zwei Wochen *zeitlich befristet*, die Episoden, die das Kind ohne elterliche Begleitung in der Krippe verbringt, werden erst sukzessive ausgedehnt. Drittens gilt die *Resonanz des Kindes* auf die mehrminütigen Trennungsepisoden als ausschlaggebender Indikator für die Gesamtdauer der ‚Eingewöhnung‘. Je nachdem wird vonseiten der Professionellen eine Dauer von sechs Tagen bis zu drei Wochen veranschlagt, in der die Eltern das Kind stundenweise in die Institution begleiten. Danach folgt eine Schlussphase von zwei weiteren Wochen, während dieser Zeit haben die Eltern „Bereitschaftsdienst [...] in der Nähe des Telefons“ (ebd., S. 83).